Eine internationale Ehe

Von Madame Bigot.

(2. Fortsetzung.)

Pierre hatte die Gewohnheit, sehr oft nach Schluß des Geschäfts die fünf Treppen in der Rue Brochant hinanzusteigen. Solange Raoul in die Amerikanerin vernarrt war, saß er oft ein paar Stunden neben Miettes Krankenstuhl und ließ sich ihre Besorgnisse mittheilen, denn Miette sprach sich gegenüber dem ami Pierre, wie sie ihn nannte, frei und offen aus, da sie gewiß war, bei ihm Verständniß und Theilnahme zu finden.

Wie jedermann war auch er gütig und sanft gegen sie; in ihrer Nähe wurde seine rauhe Stimme leise und weich, und er ging mit bereitwilligem Entgegenkommen auf alle ihre Gedanken, ihre kleinen Verschwörungen und Pläne für ihres Bruders Glück, auf ihre drollige Entrüstung über die Welt im allgemeinen und den Hängeausschuß, der sein Talent nicht anerkennen wollte, im besonderen ein. In ihrer völligen Unkenntniß des Lebens und ihrer naiven Bewunderung für Raoul hatte sie sich in ihrem geschäftigen Gehirn einen Roman ausgesonnen, und sie kam in ihren endlosen Unterhaltungen mit Pierre immer zu demselben Schlusse: da Raoul eine von den Amerikanerinnen, denen er Unterricht ertheilt hatte und mit denen er so plötzlich in lebhaften und vertrauten Verkehr getreten war, offenbar liebte, warum sollte er sie nicht heirathen und glücklich, reich und berühmt werden? War nicht ein großer Maler ebenso viel, als eine hergelaufene Silberprinzessin?

Als Raoul aber plötzlich seine Besuche bei den reichen Amerikanerinnen einstellte, stürzte Miettes Luftschloß zusammen, und als Pierre ihr einmal den „Figaro" mitbrachte, worin die bevorstehende Vermählung des Fürsten von Cavalmonte mit der Erbin eines Drittels einer unermeßlich reichen Silbergrube, Miß Miriam Sanford, mit Pauken und Trompeten angezeigt war, da wurde ihr alles klar, und Miette, die niemals etwas andres gekannt hatte, als milde, zarte Empfindungen, haßte diese Fremde von Grund ihres Herzens. Und nun steckten sie und ihr Freund die Köpfe zusammen und schmiedeten Pläne zu Raouls Bestem, während dieser sich nicht träumen ließ, daß diese beiden liebevollen Verschwörer seine geheimsten Gedanken und Leiden kannten und entschlossen waren, einen Versuch zu seiner Heilung zu machen.

Das Bild wurde schließlich doch noch zur Zeit fertig, aber als die große Anstrengung vorüber war, verfiel Raoul wieder in seine Ruhelosigkeit und sein krankhaftes Brüten.

Alle Maler kennen die geistige und körperliche Abspannung, die gegen Ende März auf die Aufregung der Ueberarbeitung folgt. Die meisten von ihnen fliehen hinaus, gleichgiltig, wohin — nach Italien oder Spanien, wenn sie Geld haben, aufs Land, wenn sie nicht reich sind.

Auch Raoul sehnte sich nach Feld und Wald, mochte dieser auch noch kahl sein. Ein kurzer Zeitraum herrlichen Frühlingswetters war gekommen, die Welt zu erfreuen, die Sonne schien heiter und sprengte die Knospen der Kastanienbäume, daß diese in einem grünen Schimmer prangten. Ach, wenn er nur fortgehen könnte! Aber seine Kasse war sehr mager bestellt, und wie bescheiden auch die Pensionspreise in irgend einem abgelegenen Oertchen sein mochten, sie mußten doch bezahlt werden. Ferner ließ er Miette nie gern längere Zeit allein, obgleich er wußte, daß Hermance treu für sie sorgen würde. Diese war eine Art Dienerin, oder vielmehr entfernte Verwandte, die stets mit ihnen gelebt und nie einen Pfennig Lohn genommen hatte. Sie erhielt Nahrung, Wohnung und Kleidung und vor allem Liebe — was bedurfte sie weiter?

Eines Abends blieb Pierre, um an dem sehr einfachen Mahl seiner Freunde theilzunehmen, und rauchte nachher seine Pfeife an Raouls Seite, während Miette beim Lichte der Lampe ihre Seidenfäden ordnete.

„Was für prächtiges Wetter!" rief Verschwörer Nr. 1. „Man glaubt im Mai zu sein, statt im April."

Da diese geistreiche Bemerkung keine Antwort hervorrief, fuhr Pierre fort: „Da thut es mir nur leid, daß ich kein Bauer bin, wie mein Großvater. Ich habe eine ordentliche Sehnsucht nach dem Hause, dem einzigen Erbtheil, das ich von ihm erhalten habe. Erinnerst Du Dich noch, Raoul, wie wir als Jungen zur Heuernte hingingen? Und haben wir nicht tüchtig mit zugegriffen?"

„Ja, ich entsinne mich," erwiderte Raoul träumerisch. „Die Heumacher stehen mir noch vor Augen, die Frauen mit ihren großen Strohhüten oder bunten Kopftüchern, die Männer in Hemdärmeln, und dann die Ruhe im Schatten eines Baumes während der heißen Mittagszeit. O ja, ich erinnere mich."

„Das gäbe ein hübsches Bild," meinte Miette leise. „Ach, ich glaube, wenn ich einmal aufs Land könnte, wirkliche Bäume, wogende Getreidefelder und bunte Blumen sähe, ich würde glücklich sein — ach, so glücklich."

„Und wie reizend es im Thale der Chevreuse ist! Unser Dorf liegt ziemlich weit von der nächsten Eisenbahnstation; wenn das nicht wäre, ginge ich oft hinaus und verlebte meine Sonntage dort. Ich habe das alte Haus ziemlich im stand gehalten, denn es schwebt mir immer vor, als ob ich meine alten Tage dort verleben oder mich dahin flüchten möchte, wenn ich vollends ganz zu Grunde gerichtet bin. Es ist freilich sehr ländlich, aber hübsch geräumig; und dann ist da die alte Scheune — das gäbe ein famoses Atelier!"

„So? Meinst Du?"

Raoul hörte jetzt mit mehr Interesse zu, und Miette sah ihn gespannt an.

„Hör' mal, alter Junge", fuhr Pierre fort, als ob ihm ein neuer Gedanke gekommen wäre, „was meinst Du, wenn wir alle zusammen dahin gingen? Warum könntest Du nicht ein Bild aus dem Bauernleben im Freien malen? An Modellen könnte es Dir nicht fehlen. Ich würde dafür sorgen, daß die Scheune in Ordnung gebracht wird, und dann wäre es möglich, unsrer lieben Miette Sehnsucht, wirkliche Bäume und wirklichen Weizen zu sehen, zu befriedigen. Ihr könntet draußen bleiben, bis Euch das schlechte Wetter wieder nach Paris treibt. Sechs Monate in guter, reiner Luft bekämen dem Kinde ausgezeichnet, und Du hättest Zeit, ein sehr großes Bild zu malen, und ich würde sehr oft ‚blau machen' und Euch besuchen. Das Haus ist einfach, aber gesund, und wir stammen ja alle drei von Bauern ab."

Unmöglich. Wie sollte Miette hinausgeschafft werden? Es war ja die reine Thorheit. Aber jeder Einwand stieß auf eine muthige Entgegnung, für jede Schwierigkeit war eine Lösung bereit. Lebensbedürfnisse waren für ein Butterbrot zu haben, Hermance würde schon für Miette sorgen, Raoul und Pierre könnten sie leicht in den Wagen tragen — sie war ja nicht schwer, das arme Ding! — Sie in ihrem Rollstuhl aus der Küche — dem großen Raume, der gleichzeitig als Küche und Wohnstube diente — in den alten Garten oder sogar in die Felder oder bei heißem Wetter in das nahe Wäldchen zu fahren, war eine Kleinigkeit.

„Es wäre zu herrlich!" murmelte die Leidende mit geschlossenen Augen, als ob sie Feld und Wald schon sähe.

Raoul blickte bald den einen, bald die andre an. Er ahnte halb und halb, daß alles zwischen ihnen abgekartet sei, daß sie sich verschworen hätten, ihn fortzubringen, um ihn zu verhindern, in den Straßen umherzuwandern, wo er der goldhaarigen Erbin begegnen könnte. Und wenn auch? Hatte er sich nicht nach dem Landleben mit seiner gesunden Einfachheit und seiner reinen, frischen Luft gesehnt? War es nicht schon immer ein Lieblingsgedanke von ihm gewesen, einmal wirkliche Bäume in wirklichen Feldern zu malen? Ach, wenn er in diesem neuen Leben nur die letzten Monate vergessen könnte!

So ließ er sich denn überreden, und nachdem er einmal zugestimmt hatte, konnte er die Abreise kaum erwarten; womöglich sollte sie schon morgen früh angetreten werden. Er hatte einen kleinen Auftrag bekommen, die Illustration eines Buches für den nächsten Weihnachtsmarkt. Diese Arbeit konnte er auf dem Lande ebenso gut ausführen, als in der Stadt, und da ihnen das Leben dort beinahe nichts kosten würde, konnte das vom Verleger gebotene bescheidene Honorar vielleicht hinreichen. Sechs Monate, ohne für den nächsten Tag sorgen zu müssen, das war herrlich!

Der Umzug wurde so rasch und mühelos bewerkstelligt, und Miette ertrug die Reise so gut, daß sich beide junge Männer darüber wunderten, warum ihnen der Gedanke nicht schon früher gekommen sei.

Pierres Besitzthum war ein altes, verwittertes Bauernhaus, aber die große Küche war ein prächtiger Raum mit einem ungeheuren Kamin und Bänken zu beiden Seiten, ganz wie in der guten alten Zeit. Der Garten war nun gar entzückend, die Gegend ringsum mit ihrer Abwechslung von Berg und Thal wunderschön, und ein Wäldchen ganz in der Nähe.

Raoul machte sich mit einem Zimmermann an die Arbeit, und bald war die alte, halbverfallene Scheune in ein hübsches Atelier verwandelt, wo er bei schlechtem Wetter arbeiten konnte, aber seine Absicht war, so viel als möglich in der freien Luft zu malen. Für verdüsterte, liebeskranke Männer gibt es nichts Gesünderes, als schwere körperliche Arbeit, und Raoul handhabte Säge und Hammer, als ob er nie im Leben etwas andres gethan hätte. Es dauerte nicht lange, und er sang und pfiff bei seiner Arbeit und kam mit ungeheurem Hunger zu den Mahlzeiten. Unsägliches Glück erfüllte Miettes Herz, als ihres Bruders Augen wieder hell leuchteten, und sie sein fröhliches Lachen hörte. Sie war selig in dem Gedanken, daß sie ihn geheilt habe — sie und ihr Freund Pierre.

Und sie selbst? Wenn es jemals eine kleine Verwachsene gegeben hat, die vollkommen glücklich war, dann war sie es. Für sie, die immer zwischen kahlen Wänden und hinter Fenstern gelebt hatte, die auf überfüllte Straßen und häßliche, hohe, verräucherte Mauern sahen, war das bescheidene Dörfchen Lormois ein irdisches Paradies.

Später, als die warmen, langen Sommertage kamen, lebten Raoul und sie fast vollständig im Freien. Als Vorwurf für sein großes Bild hatte er „die Ruhe der Feldarbeiter" gewählt. Im Schatten einer hohen Heudieme verzehrte ein kräftiger junger Mann sein Mittagsmahl, das ihm seine Frau aus dem Korbe reichte, worin sie es soeben gebracht hatte, und zwischen ihnen saß ein hübsches, lachendes, kleines Kind — ein einfacher aber echt menschlicher Vorgang. Hinter der Familie breiteten sich die Felder in der hellen Mittagssonne bis zum hellen Horizont aus, und hie und da waren noch andre Gruppen ruhender Arbeiter angedeutet. Um den richtigen Freiluftton zu treffen, malte Raoul unmittelbar nach der Natur. Alle Leidenschaft und Thatkraft eines starken Mannes legte er in sein Werk, und Miette, die mit ihrer hübschen Arbeit in ihrem Fahrstuhle neben ihm saß, richtete oft liebevolle Blicke auf ihn und freute sich, daß die Heilung, um die sie so inbrünstig gebetet hatte, sich nach und nach vollzog.

Ganz so rasch, als sie wähnte, ging das indessen doch nicht. Es gab böse Tage und noch schlimmere Nächte, wo die Erinnerung an die schöne Amerikanerin mit unsagbarer Bitterkeit in Raouls Herzen emporwallte. In solchen Augenblicken war er manchmal auf dem Punkte, nach Paris zu eilen, um, wenn möglich, etwas über Miriam in Erfahrung zu bringen. Aber er besaß Kraft genug, diesem Verlangen zu widerstehen. Seine echte Künstlerliebe für seine Arbeit rettete ihn, die gesegnete, heilige Leidenschaft für das Schöne, Erhabene, Reine. Je mehr Zeit dahinschwand, um so leichter wurden ihm diese Siege über sich selbst; ja es gab sogar Zeiten, wo er sich wirklich darüber wunderte, daß er jemals so thöricht, so wahnsinnig hatte sein können, Miriam Sanford für etwas andres zu halten, als für ein vollendet schönes Geschöpf, dazu geschaffen, von allen Malern bewundert zu werden — aber aus sicherer Entfernung.

Nach seiner Ankunft in Lormois war Raoul nur einmal in Paris gewesen, um den „Salon" zu besuchen. Sein Bild hatte einen etwas besseren Platz erhalten, aber die Kunstkritiker sprachen fast gar nicht darüber. Raoul war selbst erstaunt, daß er keine größere Entrüstung über diese Ungerechtigkeit empfand. Allein das war das fertige, schon halb vergessene Bild, das Bild der Vergangenheit. All sein ehrgeiziges Hoffen richtete sich auf das zukünftige Bild, das, wie er bestimmt fühlte, Anerkennung finden würde. Raoul wußte, daß er Talent hatte, und Talent bricht sich früher oder später immer Bahn.

Neuntes Kapitel.

Durch die Warnung, die ihm sein Freund gegen Ende des Sanford'schen Festes ins Ohr geflüstert hatte, war der edle Fürst von Cavalmonte sehr erschreckt worden, allein er fühlte sich bald wieder beruhigt. Das Leben ging bei den Amerikanerinnen seinen gewohnten Gang, ja es war vielleicht noch etwas verschwenderischer geworden. Miriams letzte zügellose Laune war der Ankauf eines Paares weißgeborener Schimmel von großer Schönheit, aber zu einem fabelhaften Preise. Sie hatte gehört, eine entthronte Majestät habe Lust gehabt, sie zu kaufen, aber davon Abstand genommen, weil der Preis zu übertrieben hoch gewesen sei. Für Miriam, die anfangs geschwankt hatte, genügte das, und sie war glücklich wie ein Kind über ein neues Spielzeug. Sie ließ die Pferde, die mit einem fast unsichtbaren Geschirr an den zierlichsten Vittoria gespannt waren, den sie in Paris hatte auftreiben können, vor's Haus bringen, damit ihr Verlobter sie pflichtschuldigst bewundere. Seine Anerkennung war auch unbegrenzt und höchst aufrichtig. Wenn sich ein Mädchen, das seine fünf Sinne beisammen hat, Sorgen über die Sicherheit ihres Vermögens gemacht hätte, würde sie das Geld nicht so weggeworfen haben.

„Sie sind ein Engel!" rief er deshalb mit wirklicher Begeisterung.

„Die Pferde sind zur Brautfahrt bestimmt und sollen mich an meinem Hochzeitstage in die Kirche bringen," antwortete der „Engel".

„Und wann wird er sein — dieser wonnevolle, heiß ersehnte Tag?"

„Im April. Der April ist ein sehr angenehmer Monat zum Heirathen, denn wir haben dann den ganzen Sommer zum Reisen und können unser Haus mit der beginnenden Saison eröffnen. Wir wollen den 25. April festsetzen."

„Wie soll ich das Leben bis dahin ertragen? Haben Sie gute Nachrichten von Mr. Sanford? Ist er mit dem Stande der Dinge in Amerika zufrieden, mit dem Geschäft, mit der Silbergrube?"

Miriam wandte sich rasch um und sah ihren zukünftigen Herrn und Gebieter scharf an. Etwas im Tone seiner Stimme hatte sie eigenthümlich berührt, und sie fand die Mischung von zärtlichen Liebesbetheuerungen und Besorgnissen über die Silbergrube etwas seltsam.

„Er scheint ebenso zufrieden zu sein, als sonst," antwortete sie jedoch ruhig. „Mein Onkel ist etwas schweigsamer Natur und schreibt nicht gern. Er telegraphirt nur von Zeit zu Zeit, daß es ihm gut gehe." —

Jeden Tag kam der Fürst, machte pflichtschuldigst seine Aufwartung und brachte Rosen und Bonbons, jeden Tag fand er die Dame seines Herzens reizender, bezaubernder und von sinnverwirrenderer Schönheit.

Die Verheirathung mit einer sehr reichen Dame hatte er als eine unerläßliche Forderung seiner mit bescheidenen Mitteln verbundenen Stellung angesehen, aber kaum gehofft, in der Erfüllung der ihm daraus erwachsenen Pflicht so viel Befriedigung zu finden. Er war noch nicht dreißig Jahre alt und Miriam das herrlichste Geschöpf, das er je gesehen hatte. Und wie gewandt sie eine Unterhaltung zu führen verstand! Er liebte es, sich auszumalen, wie seine Gattin von seinen vornehmen Verwandten und Freunden würde empfangen werden, und meinte, es wäre unmöglich, sie so zu behandeln, wie das vielen amerikanischen Erbinnen ergeht, die in die europäische Aristokratie geheirathet haben. Wer würde es wagen, sie daran zu erinnern, daß ihr Vater und ihr Onkel gewöhnliche Silbergräber gewesen waren und ihren Reichthum einem reinen Glücksfall verdankten? Wer würde sich nicht vor dieser wahrhaft königlichen Erscheinung beugen, die das Köpfchen so stolz trug und die nicht nur schön, sondern auch gebildet war, italienisch ebenso fließend sprach, als französisch, über Literatur und Kunst und noch viele andre Dinge zu reden verstand, wovon nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer seiner Kreise nicht einen Schimmer hatten? Er wollte schon dafür sorgen, daß seine „Principessa" gehörig bewundert und gewürdigt würde.

In seiner Jugend hatte er nur wenig Neigung zum Lernen gehabt, und da er von einem Hauslehrer erzogen worden war, der es für seine Lebensaufgabe gehalten hatte, seinem Zögling jede Mühe zu ersparen, war dieser natürlich ganz unwissend geblieben. Trotzdem hatte er einen leichten Firnis von Bildung. Es stand ihm ein gewisser Vorrath von Redensarten zu Gebote, die langer Gebrauch geglättet hatte, er hatte Takt genug, gefährliche Tiefen zu vermeiden und wußte immer schöne schmeichelnde Worte zu finden, wenn er einer Dame sagen wollte, sie sei reizend, und so gelang es ihm, sich durch die Gesellschaft hindurchzuwinden, ohne sich durch seine schmähliche Unwissenheit bloßzustellen.

Als mildernder Umstand für ihn mag angeführt werden, daß es mit zwei Dritteln der vornehmen Italiener seines Alters nicht besser bestellt ist. Wenn diese jungen Herren nur tadellos gekleidet sind — und wenige Männer verwenden mehr Sorgfalt auf ihren Anzug — wenn sie gut reiten, anmuthig tanzen, reichen Erbinnen den Hof machen können und es verstehen, einen schmachtenden Ausdruck in ihre schönen braunen Augen zu legen, dann sind sie zur Erfüllung ihrer Lebensaufgabe genügend gerüstet.

Von Kindheit an ist es ihnen bekannt, daß das väterliche Vermögen geringer ist, als angenommen wird, oder daß es im Schwinden begriffen oder schon gänzlich verduftet ist, daß ihr blaues Blut ihnen verbietet, mit den Händen zu arbeiten, und daß als unvermeidliche Folge dieser Sachlage ihnen, wenn sie sich die Lebensannehmlichkeiten verschaffen wollen, worauf sie kraft ihrer Stellung Anspruch zu haben glauben, nur der Ausweg übrig bleibt, eine reiche Frau zu heirathen, und um dieses Ziel zu erreichen, spannen sie alle ihre Kräfte, all den Verstand an, womit eine gütige Natur sie ausgestattet hat. Vornehme Erbinnen sind selten, schwer zu befriedigen und verlangen meist außer dem Titel auch noch Reichthum. Vermögen, die in Europa durch Handelsgeschäfte erworben worden sind, werden im Allgemeinen nicht mit günstigen Augen angesehen. Das Handelshaus muß in einiger Entfernung vom Palast stehen, und da amerikanische Handelshäuser durch einen sehr breiten und tiefen Ozean von den europäischen Palästen getrennt sind, werden junge Amerikanerinnen seit Jahren von vornehmen Vermögensjägern bevorzugt. Oft, furchtbar oft, schlagen diese Ehen kläglich fehl. Den jungen Frauen wird zu verstehen gegeben, daß die Tochter eines Geschäftsmannes die Ehre einer vornehmen Verbindung durch Bescheidenheit und unbegrenzte Selbstverleugnung bezahlen müsse. —

Mr. Sanford kehrte ganz unerwartet in den Schoß seiner Familie zurück. Eines Morgens trat er plötzlich in's Wohnzimmer, einen behaglichen, von den großen, unwohnlichen Empfangssälen abgelegenen Raum, wo seine Damen zufällig alle versammelt waren. Eine gewöhnliche Droschke hatte ihn vom Bahnhofe gebracht, und er trug seinen Handkoffer in der Hand. Mr. Sanford hatte niemals verstanden, von seinem Reichthum Gebrauch zu machen. Er war ein Mann, der sein inneres Leben nicht leicht sehen ließ, aber dabei ein ausgezeichneter Gatte und guter Vater. Auf die mannigfachen Ausrufe, die ihn bei seinem Eintritt begrüßten, antwortete er kaum, ebensowenig auf die Fragen, warum er seine Ankunft nicht telegraphirt, den Wagen nicht bestellt habe und so weiter.

Miriam, die ausfahren wollte und damit beschäftigt war, ihre Handschuhe auszuziehen, zuckte die Achseln. Die Erziehung ihres Onkels war doch in sehr bedauerlicher Weise vernachlässigt worden.

„Gehst Du aus, Miriam?"

„Ja, Onkel, der Fürst will mich und Mattie abholen. Hast Du meine Schimmel vor dem Hause gesehen?"

„Ja, sehr hübsches Gespann."

„Fabelhaft theuer, aber auf's Geld kommt's ja nicht an."

„Schon bezahlt?" fragte der Yankee in seiner kurzen, telegraphischen Sprechweise.

„Noch nicht. Auf der Bank war irgend ein dummes Versehen gemacht worden, was ich noch nicht aufgeklärt habe. Ich wollte heute Morgen hingehen, habe es aber vergessen."

Sie fuhr gelassen fort, ihre sehr langen Handschuhe zuzuknöpfen, und ihr Onkel sah ihr mit einem eigenthümlichen Zittern der Oberlippe zu.

„Ich glaube, Miriam, es wäre besser, wenn Du die Spazierfahrt aufgäbest."

„Aber ich habe dem Fürsten versprochen —"

„Bist Du wirklich mit ihm verlobt?"

„Ja, und nun, wo Du wieder da bist, kann die Hochzeit gleich stattfinden."

„Ja, ja—ja, ja."

Er fuhr fort, in einer ihm sonst gar nicht eigenen nachdenklichen Weise „ja, ja" zu sagen, bis sich seine Frau plötzlich erhob, ihm die Hände auf die Schultern legte und ihn zwang, ihr in's Gesicht zu sehen.

„John," sprach sie mit unsicherer Stimme, „es ist etwas vorgefallen; Du bist nicht wie sonst, sag's mir, Liebster."

Die tiefe Liebe vieler Jahre wallte in seinem starken Mannesherzen empor, und er sah sie sehr zärtlich an — er, der gehofft hatte, denen, die er liebte, alle Sorgen ersparen zu können.

„Ja, mein Liebling, es ist etwas vorgefallen," antwortete er und küßte seine Frau, ohne sich darum zu kümmern, daß er Zuschauerinnen hatte. „Wir sind nicht mehr reich, sondern sehr arm. Die Silbergrube gibt nichts mehr her, die Ader ist erschöpft, ganz alle. Wir fürchten, kaum noch so viel Metall zu finden, daß die täglichen Betriebskosten gedeckt werden."

Einige Augenblicke herrschte tiefes Schweigen. Miriam wurde sehr blaß und hörte auf, an ihren Handschuhen zu knöpfen, während die andern Mr. Sanford ansahen, der plötzlich sehr gealtert zu sein schien. Mrs. Sanford, die sich während der Jahre des Wohlstandes von den jüngern Familiengliedern etwas in den Hintergrund hatte drängen lassen, war die erste, die sich faßte.

„Nun, Liebster," sprach sie ruhig, „wir sind schon einmal zusammen arm gewesen und sehr gut zurechtgekommen, und so werden wir uns wohl auch jetzt durchschlagen; sei nur unbesorgt. Mit den Mädchen ist's freilich was andres. Sie können sich der Zeit, wo wir arm waren, nicht entsinnen; für sie ist es hart."

Nun erhoben sich auch Mattie und Joan. Mattie weinte leise, während Joan, die eben aus dem Atelier gekommen war, nicht nur ruhig, sondern auch voll Muth zu sein schien.

„Liebe Mutter," rief das kleine Mädchen, „Du sollst mal sehen, Du und Vater seid nicht die einzigen Muthigen unter uns! Fleißige sind viel glücklicher, als Müßiggänger. Wir müssen alle sofort nach New York zurückkehren, und ich werde Portraits malen — zunächst billig — ich hatte schon die Absicht, nächstes Jahr eines auszustellen — alle meine Lehrer sagen, ich hätte Talent — und jetzt werde ich erst mit voller Freudigkeit arbeiten."

„Joan hat recht," erklärte der Vater mit einem liebevollen Blick auf das erregte Mädchen. „Wir müssen alles verkaufen, was wir hier besitzen, und sobald als möglich abreisen. Einige meiner Freunde hoffen mir eine Stelle bei einer Versicherungsgesellschaft verschaffen zu können."

Während dieses Gespräches hatte sich Miriam nicht gerührt und stand da, wie eine weiße Statue der Verzweiflung.

Zu Grunde gerichtet, vollständig zu Grunde gerichtet! Sie erinnerte sich der Unterhaltung mit ihrem Onkel, als sie mündig geworden war, und seines Rathes, nicht alle Eier in einen Korb zu packen. Der Korb war zur Erde gefallen, und die Eier waren alle zerbrochen. Und der Fürst — und ihre Heirath, die prächtigen Gewänder, die schönen goldenen Pläne der Sommerreise zur Vorstellung bei ihres Gemahls Familie, der stolze Palast, dessen Ankauf sie und der Fürst nach vielen Besichtigungen des reizenden Hauses und langem Zögern und Zweifeln, ob auch der Ballsaal groß geug sei, beschlossen hatten, was wurde daraus?

Den andern fing dieses Schweigen an, Sorge zu machen.

„Meine arme Miriam," sprach Sanford mitleidig, „Dich trifft's am härtesten, denn diese feine Heirath wird wohl in die Brüche gehen. Glücklicherweise bist Du, glaube ich, nicht wahnsinnig in den Italiener verliebt."

„Giulio liebt mich jedenfalls sehr, und er wird mich mit oder ohne Silbergrube heirathen."

Sie sah so stolz und herausfordernd aus, daß niemand Lust hatte, auszusprechen, was sie alle dachten und was, wie sie im innersten Herzen wohl wußten, die volle Wahrheit war.

In diesem Augenblick meldete ein Diener den Fürsten. Miriam war in ihrer Art ein tapferes Mädchen und beschloß, sofort mit ihm zu sprechen, ihm den Verlust ihres Vermögens mitzutheilen und zu sehen, aus welchem Stoffe die große Liebe gemacht sei, wovon er so schön zu reden wußte.

Sie fand ihn in dem Boudoir, wo sie ihn gewöhnlich empfing. In einer Hand hielt er einen Strauß von Rosen in den herrlichsten Farben, den er ihr mit einigen hübschen Worten in seiner weichen, wohllautenden, zu Liebesschwüren wie gemachten Sprache überreichte.

Miriam nahm die Rosen, sah den tadellos gekleideten jungen Mann an und fühlte sich weniger tapfer als vor einigen Minuten. Wie konnte sie ein solcher Gutwetterbräutigam vor dem bitteren Sturme schützen?

„Ich habe diese Nacht von Ihnen geträumt, meine schöne Braut, oder vielmehr, ich träume Tag und Nacht von Ihnen. Ihr Antlitz schwebt immer vor mir. Sie waren in Ihr prachtvolles Hochzeitsgewand gekleidet und standen an meiner Seite. Thränen erfüllten Ihre Augen, bräutliche Thränen, und als sie niederfielen, verwandelten sie sich in kostbare Diamanten. Ich bückte mich, um sie für meine Fürstin aufzuheben, aber es waren ihrer zu viele; wir schritten darüber hin, wie über einen glitzernden Teppich. Aber Träume sind Schäume. Was haben wir mit Thränen zu thun?"

„Ja, was wohl?" antwortete Miriam.

Der Fürst fand, daß sie dem lieblichen Phantasiegebilde, das er sich während seiner Fahrt nach dem Hause ausgesonnen hatte, keine Gerechtigkeit widerfahren ließ, und da er weiter nichts zu sagen wußte, sah er seine zukünftige Gattin zärtlich an. Er war sehr verliebt, ganz ernstlich, so leidenschaftlich, als es seine seichte Natur überhaupt vermochte. Ja, Miriam war schön, aber etwas bleich, wie ihm jetzt auffiel.

„Ihr Onkel ist zurückgekehrt, wie mir der Diener mitgetheilt hat. Er ist doch wohl?"

„Danke, ja."

„Und unsre Hochzeit kann sofort stattfinden? Ihre Aussteuer ist fertig; die Veränderungen, die wir im Hause auszuführen wünschen, können gleich in Angriff genommen werden. — Wäre es nicht gut, die Einladungen beizeiten auszuschicken?"

„Sie sollen abgeschickt werden, sobald Sie wünschen, Giulio. Es kommt alles auf Sie an."

„Und ich werde mich stets und in allen Dingen nach Ihren Befehlen richten, meine schöne Miriam."

Miriam zögerte einen Augenblick und sah ihm in die großen braunen Augen, und diese großen braunen Augen senkten sich etwas unter diesem Blick.

„Mein Onkel hat schlechte Nachrichten mitgebracht, Durchlaucht. Wenn wir überhaupt Einladungen zu unsrer Hochzeit aussenden, werden Sie ein vermögenloses Mädchen heirathen. Ich bin vollständig, unwiderruflich zu Grunde gerichtet."

Also die Warnung, die ihm sein Freund damals ins Ohr geflüstert hatte, war doch begründet gewesen, und er hatte sie in den Wind geschlagen. Er war verlobt mit dem Mädchen, die da schweigend vor ihm saß und seine Antwort, ihr Geschick erwartete. Daß er sie nicht heirathen konnte, mußte sie natürlich wissen. Wie konnte er das? Sein Einkommen von zwanzigtausend Franken genügte kaum, seine Junggesellenbedürfnisse zu befriedigen, wie konnte er also heirathen? Es wäre eine Dummheit gewesen, eine Dummheit, die zu begehen, ihm auch nicht einen Augenblick in den Sinn kam, allein wie konnte er diesen Entschluß mit seinen oft wiederholten Versicherungen seiner uneigennützigen Liebe in Einklang bringen?

„Wie ist das möglich?" murmelte er endlich, da er fühlte, daß er nicht länger schweigen dürfe. „Ein so großes Vermögen kann doch nicht in einem Augenblick verschwinden? Etwas muß doch übrig geblieben sein — vielleicht die Hälfte?"

„Aus dem, was mein Onkel soeben gesagt hat, muß ich schließen, daß gar nichts übrig geblieben ist. Zu näheren Mittheilungen hat er noch keine Zeit gehabt. Er hat eine Stelle bei einer Versicherungsgesellschaft angenommen, und meine Kousinen werden sich ihr Brot verdienen müssen. Sie sind alle sehr muthig, viel muthiger als ich, weil — nun — ich habe — meinen Verlobten geliebt," schloß Miriam mit etwas bebender Stimme.

„Und ich, schöne Miriam, ich bete Sie an! Sie sind das lieblichste, das bezauberndste Geschöpf, das ich je gesehen habe. Wie kann ich ohne Sie leben?"

Miriam blickte ihren Verlobten mit stolzer Freude an, aber diese schwand, als der Fürst sich beeilte, hinzuzufügen: „Das Leben wäre ein einziger langer Traum der Seligkeit gewesen! Ich wußte ja natürlich, daß ich ein sehr großes Vermögen heirathen müsse, aber ich hatte kaum zu hoffen gewagt, daß es mir von so vollendet schönen Händen überreicht werden würde. Und alles das zerrinnt nun, und nichts bleibt übrig als Bedauern. Ich muß wieder von vorn anfangen und das Vermögen suchen, ohne das ein Mann in meiner Lage nicht heirathen kann. Es ist zu hart — ich, der ich Sie so innig liebe!"

Der Fürst erhob in seinem wahren Kummer die großen braunen Augen, und diese standen voll Thränen.

„Ich bemitleide Sie aufrichtig, Durchlaucht," entgegnete Miriam mit einem Hohne, wovon der Italiener jedoch nicht das geringste merkte.

„Ach, ich bin auch zu bemitleiden — wir beide sind zu bemitleiden — wir wären so glücklich geworden und das schönste Paar in Italien gewesen. — Ich meine, ich hätte Sie nie so innig geliebt als jetzt in dem Augenblick, wo ich Sie verlieren soll."

„Warum sollen wir nicht heirathen, da wir doch einmal velobt sind?"

„Ach, wenn ich nur könnte, aber Sie wissen, daß es eine Unmöglichkeit ist. Wir würden arm sein und uns lächerlich machen, und meine Eltern würden ihre Zustimmung zu einer solchen Verbindung versagen."

„Sie sind doch aber mündig."

„Bei uns zu Lande wird man, was das Heirathen anlangt, niemals mündig. Außerdem verehre ich meine Eltern, die —"

„Sparen Sie sich die Mühe, Ihre Eltern zu rühmen, die gern bereit waren, meine Dollars willkommen zu heißen. Jetzt würde ich Sie nicht mehr heirathen, und wenn Sie mich fußfällig bäten. Sie können gehen."

Miriam erhob sich ruhig und mit vollkommener Fassung.

„Ach!" rief der Fürst in einem Tone, der an seiner Aufrichtigkeit nicht zu zweifeln gestattete, „wie liebe ich Sie, wie liebe ich Sie! Niemals werde ich eine Frau finden, die sich mit Ihnen vergleichen ließe. Daß Sie im Zorne von mir gehen, kann ich nicht ertragen. Ich will an meine Eltern schreiben. Erlauben Sie mir wenigstens, Sie wiederzusehen. Wer weiß, ob nicht bessere Nachrichten eintreffen? Die Hälfte Ihres Vermögens würde meine Eltern zufriedenstellen, und ich heirathe Sie, falls auch nur ein Viertel gerettet würde, selbst wenn ich die Einwilligung meines Vaters gerichtlich erzwingen müßte."

Das junge Mädchen wandte sich um und schaute den Italiener mit einem Lächeln an, das so voll mitleidiger Verachtung war, daß es eine mündliche Antwort überflüssig machte, und verließ das Zimmer in majestätischer Haltung. Der Fürst sah die auf dem Tische liegenden Rosen an, ließ seine Blicke noch einmal durch das üppige Boudoir wandern, wo er so oft von ungezählten Reichthümern und ehelichem Glück geträumt hatte, ergriff dann hastig seinen Hut und stürzte aus dem Hause.

(Fortsetzung folgt.

— Passendes Thema. — Gattin: Hier schreibt Mama, daß sie auf Besuch kommt. — Geschichts-Professor: So werde ich während der Dauer ihrer Anwesenheit meine Arbeiten über die Konfliktszeit fortsetzen!"

— Passendes Mittel. Vater: Ha no, wenn mei' Büble au net so artig ischt, irwendig ischt er's doch! Er ischt a harte Nuß mit 'em guate Kern! — Lehrer: Meinetwegen, aber tüchtig klopfe' dürfet Ihr'n, sonscht kommt von dem guten Kern nix zum Vorschein!

Für die Küche.

Kartoffeln au Gratin. Man schäle, koche und zerstampfe die Kartoffeln. Hierauf hacke man mageren Schinken und etwas Petersilie zusammen. Der Schinken wird nun in eine Pfanne gethan und ein wenig zerlassene Butter und eine Prise Mehl beigefügt. Alsdann würze man ihn mit etwas Pfeffer und ein wenig feinem Thymian oder Senf. Dieses lasse man nun heiß werden, worauf man so viele Eier hinzufügt, bis es wie eine dicke Masse oder ein Brei wird, hierzu wird man am besten 4 Eier auf je eine Tasse Schinken rechnen. Jetzt füge man die Kartoffel hinzu und vermenge Alles gut durcheinander, auch kann man etwas Butter oder Sauce hinzufügen. Nachdem man das Gericht nun mit Brotkrumen bestreut hat, stellt man es 15 Minuten lang in den Backofen. Hat man noch etwas übrige Sauce, kann man sie beim Anrichten, nachdem sie heiß gemacht wurde, auf die Kartoffeln schütten. Doch ist dieses letzte Verfahren durchaus nicht nothwendig.

Hannoveranischer Schlägel. Man reinigt und salzt einen kälbernen Schlägel und spickt ihn mit grob geschnittenem Speck und Schinkenfleisch; nachdem beides in feingeschnittenes Basilicum, grüne Petersilie, Thymian, gestoßenes Neugewürz, Pfeffer und Cardamomen eingewälzt wurde, gibt man den Schlägel in eine Kasserole, thut Speck, Schinken, Lorbeerblätter, Basilicum, Zwiebel, Thymian, Limonenschale, Gewürz von allen Gattungen, ein Paar ausgestreifte Bratwürste, ⅜ Quart Wein, Essig und gut ⅜ Quart sauren Rahm hinein, stellt ihn in das Rohr, begießt ihn oftmals mit dem vorhandenen Saft und bratet ihn solange, bis er eine schöne Farbe hat. Wenn die Brühe zu wenig wird, nimmt man gute Rindsuppe; ist das Fleisch weich, richtet man es an und schüttet die Sauce durch ein Sieb darüber.

Käsenudeln. Man kann hierzu Käsereste vortheilhaft verwenden. Aus einem halben Pfund Mehl, ebensoviel geriebenem oder zerkleinertem Käse und Wasser macht man einen steifen Teig, giebt Salz und Pfeffer dazu, rollt ihn aus und läßt ihn, mit Butter bestrichen und in Streifen geschnitten, auf einem Kuchenblech backen. Die Nudeln werden trocken gegessen als Nachspeise.

Brunnenkresse als Gemüse. Die Brunnenkresse gehört zu den gesündesten Gemüsen und zeichnet sich durch ihren etwas scharfen, den Appetit befördernden Geschmack aus. Man pflückt die Blätter von den dicken Stielen, übergießt sie mit siedendem Wasser und kühlt sie in kaltem ab. Hierauf schneidet man sie einigemal durch und kocht sie in guter Fleischbrühe vollends weich. Nun schwitzt man einen Löffel Mehl in Butter hellgelb, mischt das Gemüse darunter, würzt nach Belieben und giebt Bratwürste und Schmorkartöffelchen dazu. Wer den ziemlich strengen Geschmack der Kresse allein nicht liebt, mischt einige Handvoll Spinat darunter.

Italienischer Salat. Man legt 6 Heringe, wobei einige Milchner sein müssen, 12 bis 15 Stunden in kaltes Wasser zum Auswässern, zieht die Haut ab und entgräthet sie. Die Milchner legt man allein zur Bereitung der Sauce; der Rogen wird hierbei nicht verwerthet. Sechs hart gekochte Eier reibt man mit Provenceröl fein, zwei Pfund Kalbsbraten, einige geschälte Aepfel, Essiggurken und einige Sardellen schneidet man in kleine Würfel. Die Heringsmilchner reibt man durch ein Sieb, giebt ein halbes Glas Rothwein, Provenceröl, Weinessig, Pfeffer, Salz, Senf, Kapern und etwas eingemachten Ingwer in kleinen Würfeln dazu und vermischt dieses recht gut mit dem vorhergehenden.

Schinkenknödel. Man schlägt ein Stück Butter weich und giebt nach und nach vier Eidotter, sowie etwas Petersilie und Salz dazu; schließlich mengt man feingewiegten, gekochten Schinken und das zu Schnee geschlagene Eiweiß der vier Eier darunter, formt aus der Masse mittelgroße Klöße, wickelt sie in Semmelmehl ein und backt sie in heißer Butter. Die Knödel werden mit Buttersauce und Bratkartoffeln servirt, schmecken aber auch kalt ganz vorzüglich.

Italienische Austern. Frische Austern löst man aus den Schalen, trennt die Bärte ab, rührt Butter mit Citronensaft dickflüssig, beträufelt damit die Austern, streut Pfeffer darüber, bestreut sie dick mit geriebenem Parmesankäse und stellt sie nun so lange in einen heißen Ofen, bis der Käseüberzug geschmolzen und goldbraun geworden ist. Als Abwechslung der frischen Austern sehr zu empfehlen.

Französischer Kopfsalat. Die Blätter werden nicht sehr fein getheilt, dann werden sie leicht gewaschen und in einem Salatbecken gut ablaufen gelassen. Kurz vor dem Serviren thut man sie in folgende Sauce: 2 hartgesottene Eier treibt man durch ein Haarsieb und verrührt sie nach und nach mit 2 frischen Eingelb, 6 Löffel Oliveöl, 4 Löffel Essig, 1 Löffelchen Senf, Salz und Pfeffer und mengt das Ganze mit 2 Löffeln behutsam durcheinander.

Eine Imitation von Reis mit Gänseklein kann man, natürlich nur dem Geschmacke nach, auf billige Weise dadurch herstellen, daß man Beifuß dem gewöhnlichen Bouillonreis hinzufügt, und zwar etwas viel. Nimmt man statt Rindfleisch Pökelfleisch, so wird der Geschmack noch ähnlicher.

— Kategorisch. Gerichtsvorsitzender: „Haben Sie sonst noch etwas zu Ihrer Vertheidigung hinzuzufügen?" Angeklagter: „Nein, Herr Präsident; mein Gewissen hat mich bereits glänzend freigesprochen und möchte ich Sie nur bitten, sich dem gefälligst anschließen zu wollen."